

WEGGEGANGEN - DAGEBLIEBEN

Offene und verdrängte Konflikte unter Schriftstellern der DDR

Manfred Jäger

Die Wahrheit trägt viele Gesichter. Sehr verschieden erinnern sich die Zeitgenossen an gemeinsam verbrachte Vergangenheiten. Auch Schriftsteller lieben die individuellen Maskierungen und die kollektiven Kostümierungen, denn anders als im unbewußten oder auch sorgsam arrangierten Spiel läßt sich mit Sprache nicht umgehen. Wer bei den Meistern und Meisterinnen des Wortes nachfragt, erhält verwirrende und verhüllende Auskünfte. Soweit sie bisher hörbar werden, äußern sich Schriftsteller aus der DDR höchst unterschiedlich über ihr einstiges Land und über die eigene Position in den wechselnden Zeiten. Es ist verständlich, daß sie eigene Erfahrungen, also die kulturpolitischen Bedingungen ihrer literarischen Existenz, zum Fundament ihrer Urteile wählen.

Fasziniert von der verheißenen Aussicht, eine menschenwürdige Gesellschaft errichten zu helfen, haben junge Leute nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft begierig ein Angebot angenommen, das die Anwendung nicht zu rechtfertigender Mittel einschloß. Das große utopische Ziel hatte eine gewaltige Anziehungskraft. Auch als sie in einem Prozeß der Desillusionierung nachließ, wirkten die „Träume der Jugend“ weiter.

Gerade Schriftsteller mochten nicht ablassen von Hoffnungen, die durch eine geschichtsphilosophische Theorie untermauert schienen. Nur innerhalb des Gebäudes sollte renoviert, umgebaut und neues Mobiliar angeschafft werden. Größere Fenster wurden verlangt, mehr Helligkeit, also auch Aufklärung anstelle dogmatischer Hörigkeit. In größeren Räumen sollten sich alle freier bewegen können.

Die These, daß das Gebäude - trotz aller Veränderungen im Inneren - über all die Jahrzehnte dasselbe blieb, mag manchem als Vereinfachung gelten. Die Kontinuität des Negativen, die unheilbaren Geburtsfehler des Systems wurden und werden gern verdrängt, in Ost und West. Zugleich aber bleibt die Forderung nach Differenzierung gültig. Historische Phasen müssen unterscheidbar bleiben. Anstatt pauschale Urteile über die Schriftsteller zu verkünden, sollten Leben und Werk des einzelnen in den Blick genommen werden. Erst danach können generationsspezifische oder weltanschaulich-politische Gemeinsamkeiten kleinerer oder größerer Gruppen aufscheinen. Auf größtmöglicher Exaktheit beim Beschreiben und Bewerten zu beharren, bleibt auch deshalb nötig, weil nur so der horrenden Unkenntnis der Westdeutschen über die Lebensbedingungen drüben mit Aussicht auf Erfolg begegnet werden könnte.

Trotz dieser Selbstverständlichkeiten und Notwendigkeiten sieht es aber leider oft so aus, als sollten sich in der Differenzierungsmasse auch ein paar leidige Grundtatsachen auflösen. Zum Beispiel die, daß die DDR von ihrem Anfang bis zu ihrem Ende eine Diktatur war. Nicht nur in einem geschichtsphilosophisch überhöhten oder metaphorischen Sinn, sondern als konkret erfahrbare Herrschaftsform und Herrschaftstechnik, der die Bewohner sich mehr oder minder anpaßten, auf die sie sich jedenfalls innerlich und äußerlich einstellten.

Diese Feststellung ruft bei vielen immer noch Unmut hervor. Manchen gilt sie als banale Selbstverständlichkeit. Was soll man also noch lange darüber reden! Andere sehen in dem brutalen Wort „Diktatur“ einen Nachklang des „Kalten Krieges“. Da er zum Glück dahin ist, mögen auch die zugehörigen Kampfbegriffe bitte entfallen. Nicht vergessen werden darf dabei, daß auch im Westen in weiten Kreisen nur ungern von der SED-Diktatur gesprochen wurde. Der eigene linke Traum von einer realisierbaren prinzipiellen Alternative zur hiesigen Gesellschaft sollte nicht jäh enden oder gar als heimlich-unheimlicher Alptraum kenntlich werden.

Aber auch die politischen Realisten aller Richtungen hatten schließlich Gründe, den häßlichen Terminus zu meiden. Er störe, so sagte man oft, die Gesprächsbereitschaft der, wie es milde und neutral hieß, „anderen Seite“. Die regierenden Politiker erinnerten meist nur noch an die wichtigste Eigenart der östlichen Regime, wenn sie die eigene Erfolglosigkeit im Umgang mit ihnen begründen mußten. Dann hieß es, eine Diktatur handle eben nach ihren eigenen Maßstäben.

In der deutschen Diskussion von heute schwirren weiter viele solcher funktionalisierten Wahrheiten herum. So ist die Rede davon, die DDR sei kein Unrechtsstaat gewesen, oder - in etwas abgemilderter Version - sie sei „nicht nur ein Unrechtsstaat“ gewesen. Ich sehe hier von der juristischen Spezialbedeutung dieser Feststellung ab, also zum Beispiel von der verbindlichen Geltung der seinerzeitigen Gesetze,- ich nehme die Aussage als eine des gewöhnlichen Sprachgebrauchs. Im Munde ehemaliger DDR-Bürger meint sie zumeist, daß so gut wie niemand von früh bis spät mit dem Gedanken herumliefe, in einer Diktatur zu leben. Auch das ist unbestreitbar richtig. Eine solche Existenz wäre unmöglich. Daher wurde Unangenehmes, so gut es ging, weggedacht. In seinem eigenen Interesse lieferte der Staat dazu vielfältige Angebote: Die Leute sollten sich einrichten, ihre Kleingärten pflegen, ihren Spaß

haben, sich in der Freizeit sinnvoll beschäftigen, immer nur sinnvoll, versteht sich, oder kulturvoll. Jetzt werden die unterschiedlichen Nischen, die privaten und die kollektiven genutzten, mechanistisch aus dem politischen Gesamtgefüge herausgetrennt und als die sogenannten „guten Seiten“ idealisiert.

Manche Intellektuelle beteiligen sich daran, denn sie trauern einer sozialen Rolle nach, die sie trotz aller Bedrängnisse gern gespielt haben. Sowohl die Nachfrage beim Publikum wie der Argwohn der Machtwächter suggerierten auf dem abgegrenzten Spielfeld die subjektive Überzeugung, einflußreich zu sein. Günter Kunert erinnerte schon im März 1991, also wohl als einer der ersten, an den Kobold, der unterhalb des Erinnerungsvermögens daran arbeite, das Gestern zu verschönen. Auf ähnliche Weise sei in der Weimarer Republik dem wilhelminischen Kaiserreich nachgeweint worden. Von seinen Berufskollegen erwartet der Skeptiker Kunert - wie er wohl ahnt, vergeblich -, daß sie dabei nicht mittun: „Zu hoffen ist nur, daß die Autoren in Deutschland, zumindest die ernstzunehmenden, die seriösen, an dieser Legende nicht mitstricken. Denn so wenig der „Wilde Westen“ das war, als was er uns heute vorgemacht wird, so wenig war dieser Sozialismus in dieser DDR ein Schlaraffenland zwischenmenschlicher Beziehungen, kameradschaftlicher Innigkeit, heiler Familien und intakter Freundschaften, des herzlichen Umgehens miteinander, einer sich ihrer historischen Herkunft sicheren Brüderlichkeit, eine Badeanstalt wahrer, warmer Humanität. Das wird die DDR erst im nachhinein, sobald die kompromittierten Autoren ihren Schock überwunden haben ...“

Im Vorwort seines Buches „Der Sturz vom Sockel“ sagt Kunert im Klartext:

„Zwei Supermächte, nämlich die Gewohnheit und die Verdrängung, haben es geschafft, daß viele Intellektuelle, Schriftsteller eingeschlossen, sich nach dem Verschwinden der DDR nur schwer in einer DDRlosen Welt zurechtfinden.“

In einer solchen Situation der ökonomischen und geistigen Unsicherheit können schwerlich rasche Antworten auf gleichwohl dringliche Fragen angemahnt und eingefordert werden. Die wenigen, die sich jetzt schon äußern, ohne sich im Ressentiment der bloßen Rechtfertigung zu verlieren, sollten umso mehr beachtet werden. Mitten im historischen Prozeß werden leicht Kampfpositionen aufgebaut, die das Urteilsvermögen trüben. Mit dem Ende der realsozialistisch verfaßten Gesellschaftsform entsteht demgegenüber ein größerer Abstand, der die Chance der Reflexion erweitert. Wer freilich nur einräumen möchte, daß erst nach dem Scheitern des Realsozialismus offenbar werden konnte, wie falsch das Ganze war, macht es sich zu leicht. Er will sich an den malträtierten ideologischen Satz halten, die Praxis sei das Kriterium der Wahrheit, als sei erst im Untergang erkennbar, welche historische Qualität einer Gesellschaftsform zukomme.

Die Motivsuche, warum Intellektuelle sich einer Diktatur zur Verfügung stellen, bleibt für die Betroffenen und für die Beobachter ein bislang kaum aufgearbeitetes Thema. Neu zu untersuchen wäre jetzt, warum unterschiedliche Generationen von Intellektuellen mit der linksdiktatorischen Herrschaftsform Hoffnungen auf einen „menschewürdigen Neubau der deutschen Gesellschaft“ verbunden haben und warum die übergroße Mehrzahl von ihnen trotz aller Erfahrungen und Enttäuschungen diese ihre Entscheidung für die „kommunistische Sache“ in späteren Jahren nicht definitiv und prinzipiell aufgab.

Der ungarische Erzähler Peter Nadas hat sich unter Berufung auf Arbeiten von Rudolf Ungvary mit einer interessanten Erklärungsvariante befaßt. Das Gefährliche an der kommunistischen Ideologie sei gewesen, daß sie das allgemeine Wohl versprochen habe. Die faschistische verspreche hingegen nur den Angehörigen einer einzigen Nation Gutes und allen anderen Schlechtes. Den Faschisten könne man vom moralischen Standpunkt aus also leicht durchschauen. Es bedürfe größerer intellektueller Anstrengung, sich gegen etwas zu wehren, das als Repräsentant des Allgemeinwohls auftrete und behaupte, jetzt sei zwar noch nicht alles gut, doch wenn auch du dich dem Bunde derer anschließest, die nach dem Guten streben, werde es gut werden, für dich und für alle. Das Böse kommt gleichsam im Gewand des Guten und hat so eine intensivere Verführungskraft. Auch dies Erklärungsmodell erscheint mir trotz aller Plausibilität unzulänglich. Es bleibt offen, warum die Erfahrungen, die dem hehren Versprechen so sehr entgegenstehen, wenig zählen oder - anders ausgedrückt - warum Zukunftshoffnung so leicht "gegenwartsblind" macht.

Die Verweigerung des Widerrufs, der Treuekomplex, das Festhalten an der einmal getroffenen Entscheidung, das Niederhalten oder Umschreiben der Zweifel, die Schizophrenie im Verhalten, bleiben also wichtige Gegenstände der sozialpsychologischen Analyse und Selbstanalyse - obwohl es darüber schon eine Fülle von Büchern gibt. Aber viele Materialien und Archivbestände über verstorbene DDR-Autoren sind erst jetzt verfügbar, und die Lebenden fühlen sich erst jetzt frei, über ihre geduldige Loyalität zu reflektieren, wenn sie denn innerlich frei dafür sind.

Dableiben oder Weggehen - das stand, genau genommen, nur zwischen 1945 und 1961 für jedermann zur Wahl, bis zum Mauerbau nämlich. Hunderttausende gingen nach und nach den Weg aus

SBZ und DDR in den westdeutschen Teilstaat. Das mochte in den Augen der SED-Führung hingehen, konnte sie doch glauben, sie werde so auf leichte Weise gegnerisches Potential los. Als die Zustimmungsbereitschaft der Bevölkerung aber dennoch nicht anstieg und der Aderlaß die ökonomische Substanz empfindlich schädigte, wurden die Grenzen auf rabiate Art geschlossen und für fast drei Jahrzehnte geschlossen gehalten. Der Ostberliner Kultursoziologe Wolfgang Engler vertritt die These, daß die Massenflucht der Funktionselemente, des Bürgertums und des ländlichen Besitzstands fatale Folgen für die in der DDR wohnhaften Intellektuellen gehabt habe. Die zum Bleiben entschlossenen Kulturschaffenden' härten sich so bald des sozialen Hinterlands beraubt gesehen. Ohne bürgerliche Milieus und staatsferne Institutionen, man könnte wohl auch sagen: ohne kulturellen Pluralismus, seien sie in die soziale Isolation geraten. Nur mehr schutzlos staatsabhängig oder auf sich selbst bezogen, haben sie sich partiell blind gemacht für die Bedürfnisse der Leute, die - ob Kleinbürger oder Werktätige oder beides zusammen - als Leser Objekte ihrer Erziehungsabsichten wurden. In der inzwischen nicht mehr bestehenden Wochenschrift „Die Weltbühne“ schrieb Engler unter der Überschrift „Häretiker außer Diensten“:

„Wo sich Zusammenhangsformen, Solidaritäten trotz allem entwickelten, blieben sie im sozialen Raum verstreut, gegeneinander abgegrenzt und nicht selten an die Initiative von Leitfiguren gebunden, was ihre Störanfälligkeit gegenüber äußeren Eingriffen erhöhte. Das protestantische, im Kern gesinnungsethische Erbe des moralischen Selbsthelfers tat ein übriges.“

Auch vor dem Mauerbau galt die Republikflucht als verabscheuungswürdig. Mancher entging nur durch die Flucht seiner Verhaftung. Das gilt für Gerhard Zwerenz und andere aus dem Umkreis des Philosophen Ernst Bloch oder für den Brecht-Schüler Martin Pohl, der schon eine Haftstrafe hinter sich hatte. Von Alfred Kantorowicz, von Jürgen Rühle und ihren Büchern könnte hier gesprochen werden. Oder von Ernst Bloch und Hans Meier, die nach dem Mauerbau von Westreisen nicht in die DDR zurückkehrten, die sie einst erwählt hatten, als diese sich noch deutlicher im Aggregatzustand einer sowjetischen Besatzungszone befand. Sie alle wurden mit Schmähungen und Beschimpfungen verfolgt und die Zurückbleibenden zu Distanzierungen genötigt. Nicht immer erfolgte die Abwehr unter Druck. Viele haben die vorgelebte Entscheidung, die Lebenskorrektur, die auch ihnen möglich war, aus vollem Herzen verurteilt. Sie nannten, was Resultat einer klaren politischen Analyse war oder gewesen sein konnte, Verräterei und Fahnenflucht. Wer diesen Weg in den Westen Deutschlands für sich ausschloß, hat nicht etwa nur aus Karrieregründen oder aus Opportunismus, sondern auch aus Überzeugung den Staatenwechsel in die bürgerlich-reaktionäre Welt mißbilligt.

Republikflucht wurde jetzt, nachdem sie nicht mehr möglich war, jedenfalls nicht ohne Lebensgefahr, zum literarischen Thema. Die Erzählungen „Die Geschwister“ von Brigitte Reimann und „Der geteilte Himmel“ von Christa Wolf sind wohl die bekanntesten Beispiele. Das Bedauern über den Weggang ihres Helden Manfred verbindet Christa Wolf mit einem zumindest gleichstarken Bedauern darüber, daß für ihn, für seine Rettung, die Mauer zu spät kam. Denn jetzt hätte er - ohne den Fluchtweg - seine Energie ins Land einbringen müssen, jetzt hätte er sich der Erziehung durch alle Gutgesinnten nicht mehr verweigern können.

Was die Autorin ihre DDR-treue Figur Rita meinen läßt, deckte sich damals voll mit ihrer eigenen Position, wie Reden und Essays der gleichen Zeit zeigen. Der Mauerbau garantierte gleichsam das abgegrenzte Spielfeld, auf dem nun - „störfrei“ - das alternative Modell eines sozialistischen Deutschland stehen sollte. In dieser Diskussion erhofften die Intellektuellen für sich selbst eine tonangebende Rolle. Günter Kunert sieht darin eine schlechte alte deutsche Tradition weiterwuchern, einen „furor teutonicus“:

„Die Rolle des Belehrens, des Erziehers, des Volksaufklärers ist die Lieblingsrolle deutscher Dichter und Schriftsteller; sie vermittelt ihnen das Hochgefühl, etwas wie ein Volkstribun zu sein, von allen gehört und geachtet zu werden, auf dem Pult vor den Versammelten zu stehen und ... das Schicksal der Zuhörer zu lenken, zumindest mitbestimmen zu können.“

Hier spielt der Autor auf die Stimmung bei der großen Kundgebung am 4. November 1989 auf dem Berliner Alexanderplatz an, als die alten Illusionen noch einmal auflebten, die auch schon den Mauerbau begleiteten. Die Sicherung der Grenzen sollte damals die Verhältnisse im Soziallabor beruhigen. Heute ist viel vom sozialistischen Experiment die Rede, das gescheitert sei. Mir erscheint die Verwendung des Begriffs „Experiment“ in solchen gesellschaftlichen Zusammenhängen fatal, und zwar aus mindestens zwei Gründen.

Experimente bedürfen des Einverständnisses aller Beteiligten. Der Mediziner zum Beispiel darf, des hohen Risikos wegen, allenfalls den Selbstversuch wagen. Selbst Gemeinschaften von Gleichgesinnten, die sich in gesellschaftlichen Enklaven einrichten, in Sekten oder Kommunen, geraten in Schwierigkeiten, weil sie sich unter Druck Neuzugänge beschaffen oder weil sie das Verlassen der Kleinkolo-

nie verhindern.

Der zweite Grund liegt darin, daß der Ausgang eines Experiments offen erscheint. Das aber steht im Gegensatz zu den unterstellten historischen Gesetzmäßigkeiten, denen zufolge Sozialismus und Kommunismus höhere Epochen der Menschheitsgeschichte darstellen. Ein Scheitern war so eigentlich unmöglich, für den Gläubigen sogar denkunmöglich. Der offiziell betriebene Dauerkampf gegen den sogenannten Skeptizismus beruht auf dieser geschichtsphilosophischen Maxime.

Der Parteiapparat hat nach dem Mauerbau die politisch höchst naiven Erwartungen der Intellektuellen keineswegs eingelöst. Ein Leipziger Studentenkabarett wurde gleich verboten, die Akademie der Künste geriet unter Beschuß, der von Stephan Hermlin organisierten Dichterlesungen und ihrer Kunstausstellungen wegen; auch wurde der Bitterfelder Holzweg weiterbegangen. Als die Filmleute den selbstkritischen Umgang mit der eigenen Gesellschaft besonders intensiv betrieben, in einem Bereich mit Massenwirkung, da entschloß sich die Führung zum Rundumschlag des 11. Plenums im Dezember 1965, nun ganz ohne Scheu vor Verbot, Vernichtung und Einschüchterung.

In einem Taschenbuch, das jenes 11. Plenum dokumentiert und von heute aus kommentiert, äußert sich der damals führende DEFA-Dramaturg Klaus Wischnewski selbstkritisch. Das faktische Todesurteil hätten sie damals alle nicht wahrhaben wollen:

„Mir ist später klar geworden, daß natürlich die Wahrheit damals schon klar und nackt zu erkennen war, daß wir das erlebten, was viele vor uns oft genug weit schlimmer erlitten; daß diese Partei, diese Bewegung, diese Utopie im ritualisierten System erstarrt waren und zur Schimäre staatspolitischer Allgewalt verkommen mußten.“

Die Germanistin Ursula Heukenkamp schließt ihre Rezension jenes Bändchens mit diesen Sätzen: „Das Plenum hätte nicht so ablaufen können, wäre nicht von den Künstlern trotz bitterer Erfahrungen und besserer Einsichten das Richteramt der Partei in Kunstdingen noch immer anerkannt worden. Damals wurde die Vertrauensfrage noch nicht gestellt. Das geschah erst 1976.“

Die Künstler, die Kritiker und die Wissenschaftler haben noch weit mehr anerkannt als nur das Richteramt der Partei im jeweiligen Arbeitsbereich. Und zu prüfen wäre, ob das aus dem Parlamentarismus herübergenommene Wort vom „Stellen der Vertrauensfrage“ die Aktion vom Herbst 1976 nicht zu sehr hochstilisiert.

Die Fakten sind bekannt: Im Herbst 1976 löste der engste Führungskreis der SED mit der in Abwesenheit des Delinquenten verfügt Ausbürgerung Wolf Biermanns eine der spektakulärsten kulturpolitischen Krisen der DDR aus. Will man den Zeitzeugen und den bisher aufgetauchten Akten vertrauen, handelte es sich um eine Geheimaktion des Altmännerduos Honecker-Mielke. Dreizehn Schriftsteller und Künstler, darunter acht SED-Mitglieder, verfaßten eine Art Eingabe, einen loyal-kritischen Protestbrief gegen die Maßnahme der DDR-Regierung, Biermann nach einem genehmigten Konzert im Westen die Wiedereinreise in die DDR nicht zu gestatten. Der Text, dem sich in den folgenden Tagen noch Dutzende weiterer Kulturschaffender anschlossen, enthält bemerkenswerte, bis dahin in dieser Form der „Gruppenbildung“ kaum geäußerte Schärfe. Tiefe Bestürzung wird ausgedrückt, und es ergeht die Aufforderung, den Entschluß ernstlich zu überdenken. Die letzten drei Absätze des aus insgesamt fünf Abschnitten bestehenden Schreibens sollen hier etwas näher betrachtet werden. Sie lauten:

„Wolf Biermann war und ist ein unbequemer Dichter - das hat er mit vielen Dichtern der Vergangenheit gemein. Unser sozialistischer Staat, eingedenk des Wortes in Marxens „18. Brumaire“, demzufolge die proletarische Revolution sich unablässig selbst kritisiert, müßte im Gegensatz zu anachronistischen Gesellschaftsformen eine solche Unbequemlichkeit gelassenen Nachdenkens ertragen können. Wir identifizieren uns nicht mit jedem Wort und jeder Handlung Wolf Biermanns und distanzieren uns von den Versuchen, die Vorgänge um Biermann gegen die DDR zu mißbrauchen, Biermann selbst hat nie, auch nicht in Köln, Zweifel darüber gelassen, für welchen der beiden deutschen Staaten er bei aller Kritik eintritt. Wir protestieren gegen seine Ausbürgerung und bitten darum, die beschlossenen Maßnahmen zu überdenken.“

Das Bukett aus stacheligen Pflanzen, roten Nelken und papierenen Girlanden, das der DDR-Regierung dargebracht wurde, ist mit dem Begriff loyal-kritisch sicher angemessen beschrieben. Heute erscheint es schon sehr schwierig, einer jüngeren Generation zu erklären, worin das Halsbrecherisch-Aufmüpfige des Textes eigentlich gelegen habe.

Das einzige Attribut, das Biermann zuteil wird, heißt „unbequem“. Was zu geschehen hätte ist, diese Unbequemlichkeit gelassen nachdenkend zu ertragen. Sehr enthusiastisch klingt das nicht, und der folgende Satz geht noch mehr auf Distanz: „Wir identifizieren uns nicht mit jedem Wort und jeder

Handlung Wolf Biermanns." Drumherum ranken sich staatstreue Bekundungen. „Biermann", so heißt es weiter, hat nie „Zweifel daran gelassen, für welchen der beiden deutschen Staaten er, bei aller Kritik, eintritt." Wie jeder weiß, war das eine völlig korrekte Feststellung. Immer wieder hat er als DDR-Bürger davon gesungen, daß er in der besseren Hälfte lebe und deswegen doppelt leide. Es sollte noch Jahre dauern, bis der Kommunist Biermann von diesen Loyalitäten loskam, gemäß seiner Maxime „nur wer sich ändert, bleibt sich treu", die freilich keine Widerhaken gegen die Vereinnahmung durch Opportunisten hat.

In ihrem Schlußsatz benutzen die Briefeschreiber noch einmal die beiden harten Worte „protestieren" und vor allem „Ausbürgerung", das die DDR-Behörden nie verwendeten - sie behelfen sich mit „Entlassung aus der Staatsbürgerschaft der DDR" und dem noch harmloseren Begriff „Ausreise". Aber die Protestierer hüteten sich, offen die Parallele zu ziehen, die doch alle im Kopf hatten, nämlich die zu den Zwangsausbürgerungen, die die Nazis Schriftstellern gegenüber betrieben hatten. Das Antifaschismus-Tabu frontal anzugehen, wäre zu gefährlich gewesen. Die zweite Hälfte des Schlußsatzes „und bitten darum, die beschlossenen Maßnahmen zu überdenken" klingt dann auch vergleichsweise begütigend.

Man könnte die loyal-milde Diktion auch für eine geschickte Taktik im Angesicht der Macht halten. Es scheint jedoch wahrscheinlicher, daß sich darin eine tiefe Überzeugung ausdrückte. Gerade Äußerungen nach dem Zusammenbruch der DDR konnten einen darin bestärken, daß nicht als List beim Schreiben der Wahrheit verstanden werden darf, was offenbar heiliger naiver Ernst war. Mir ist freilich klar, daß meine kühle kritische Bewertung aus historischem Abstand das Gefühl der Petitionäre von damals überhaupt nicht trifft. Sie waren tief ergrimmt und verletzt, erlebten, wie Mitunterzeichner Kunert schreibt, einen großen „Moment des Gemeinschaftsgefühls". Viel hätten sie nicht überlegt, nicht an die Folgen gedacht, nicht einmal so sehr an Biermann, sondern an sich selbst. Bei jedem, der mitmachte, ging es auch um die erlittenen eigenen Bedrängnisse und Erniedrigungen, Bittstellereien und Selbst Entmündigungen, etwa durch das ständige Mitmachen beim Zensurspiel der ungleichen Partner. Die Unterzeichner protestierten auch in ihrem eigenen Interesse, und sie blieben dabei weiter in der alten Illusion befangen, sie würden als Dialogpartner der Macht anerkannt und ernstgenommen.

Die Unterzeichner erhielten die Chance zu widerrufen. Dann sollte alles vergeben und vergessen sein. Am Ende trafen soziale Deklassierung und ökonomischer Druck die Renitenten. Die wirre Form der Krisenbewältigung gehört schon ins letzte Kapitel der Ordnung, in jenes also, das vorwiegend von ihrem Verfall handelt.

Für Künstler, auch für Unterhaltungskünstler, Theaterleute oder Schriftsteller, stellte sich nun wieder die Frage: Weggehen, Dableiben, Aussteigen oder Mitlaufen? Vor dem Mauerbau 1961 war jeder einigermaßen frei, diese Frage so oder so für sich zu beantworten. Jetzt, von 1977 an, war ein bestimmter Personenkreis privilegiert, sich seinen Wohnsitz außerhalb der DDR aussuchen zu dürfen. Der Reisepaß wurde nun auch großzügiger ausgestellt, seine Ausgabe freilich mit dem Anspruch auf Wohlverhalten und Disziplin auch in der Ferne gekoppelt. Vorbei die Zeiten, in denen ein Peter Huchel, der nur weg wollte, über viele Jahre festgehalten wurde zur Strafe für die unbotmäßige Redaktionsführung einer angesehenen Literaturzeitschrift! In dem Gewirr individueller Regelungen mit Dauervisen bei fortbestehender DDR-Staatsbürgerschaft und endgültiger Exmittierung einschließlich Einreiseverbot fand sich schließlich kaum noch jemand zurecht.

War der Weggang Fahnenflucht, Eingeständnis eines Scheiterns, Hineingeworfensein in einen ungeliebten kapitalistischen Staat, ersehnte Ankunft in einem freien Land, unverantwortliche Preisgabe einer treuen Leserschaft?

Jeder Weggetriebene und Weggehetzte und jeder, der gern in den Westen kam, hat diese Fragen unterschiedlich beantwortet. Entschiedene Antikommunisten hatten es oft keineswegs leichter als linke Rebellen gegen den kleinkarierten und wichtiguerischen deutschen Ordnungsstaat. Der Markt war übersättigt von ihren Zuchthausreports, und Entspannungsfreunde verbanden ihre respektablen übergeordneten Begründungen einer rationalen, nicht - hysterischen Politik leider auch mit Ausgrenzungen der vermeintlichen Störenfriede, die von drüben gekommen waren. Mancher Verlag mit guten offiziellen Kontakten nach Ostberlin ließ sich von der dortigen Kulturverwaltung erpressen. Die selbstkritische Diskussion darüber hat im Westen erst begonnen, etwa in dem von Cora Stephan herausgegebenen Taschenbuch „Wir Kollaborateure".

Biermann selbst brauchte viele Jahre, ehe er die Wiederkehr in seine Geburtsstadt Hamburg als ein Glück für sich annahm. Erst spät hat er die freie Wahl des Aufenthaltsorts als Menschenrecht für jedermann anerkannt. Zuvor verdonnert er die Kollegen gern zum Durchhalten und Weiterkämpfen. Übrigens kehrte niemand in die DDR zurück, dessen zeitweiliges Dauervisum abgelaufen war. Aber es hat auch niemand vorzeitig einen DDR-Paß zurückgegeben, sondern lieber die Vorteile des Lebens

hier und dort genutzt. Rolf Schneider hat dazu ausführlich Auskunft gegeben:

„Ich wollte mir selbst nicht als einem Überläufer begegnen. Ich hatte Angst davor. Ich kannte aus vielen Beispielfällen jenes fortwuchernde Schuldgefühl der Abtrünnigen, ich hatte sogar einen Namen dafür parat, das Renegaten-Syndrom.“

Michael Rohwasser und Horst Domdey haben untersucht, warum die Literatur der Abtrünnigen in der DDR nicht wirklich rezipiert wurde. Wo man sie zur Kenntnis nahm, las man sie lieber als Zeugnisse des Feindes, als besonders gefährliche zumal, da sie Erfahrungen von innen mitteilten und zugleich etwas eigentlich Ungeheuerliches vorlebten, nämlich, daß es offenbar doch möglich war, der kommunistischen Ideologie zu entsagen. Obwohl auch unter DDR-Intellektuellen der Prozeß der Desillusionierung voranschritt, mußte das Feindbild erhalten bleiben. Schläge man sich nicht selbst in den Bann, so entschied das Unterbewußte, könnte man selbst bei Koestler, Silone, Gide oder Mannes Sperber ankommen.

Die Ausgrenzung Reiner Kunzes hat auch deswegen lange perfekt funktioniert. Denn wenn die DDR so war, wie er sie in dem auf dokumentarischen Quellen beruhenden Band „Die wunderbaren Jahre“ beschrieb, wurde der ohnehin immer mühsamer zu begründende Bleibewille weiter unterminiert. In Christa Wolfs Laudatio auf Thomas Brasch, dem sie den Kleist-Preis zuerkannt hatte, erinnert sie an eine Szene, die sich elf Jahre zuvor, also 1976, in ihrer Berliner Wohnung abgespielt hatte:

„Thomas Brasch sagte, er wolle weggehen. Er war nicht der erste, der da saß, aber er war der erste, dem ich nicht abraten konnte. Insofern war sein Weggehen auch für mich ein Einschnitt, plötzlich gab es eine neue Frage, die hieß: Warum bleiben?“

Die Autorin verweigerte 1987 noch die Antwort. Eher vage sprach sie von der Produktion, dem Schreiben, das jene innere Freiheit hervorbringe, die den Zweifel über die Wahl des Lebens- und Arbeitsortes aufhebe.

Aber diese Zweifel ließen sich von einem bestimmten Zeitpunkt an kaum noch ganz und gar aufheben. Unterschätzen darf man nicht die sogenannten privaten Gründe für das Bleiben: die Furcht vor dem Verlust der gewohnten Lebensumstände, der Kontakt mit den Freunden, den schon erwachsenen und vielleicht verheirateten Kindern, der Trotz, sich die Heimat nicht nehmen zu lassen. Häufig werden die Verantwortlichkeiten für das anhängliche Lesepublikum genannt, das nicht im Stich gelassen werden sollte, insbesondere die bei Lesungen durch Zulauf verwöhnten oder durch Leserbriefe psychotherapeutisch in Anspruch genommenen Erfolgsautorinnen und -autoren haben solche Gründe geltend gemacht. Es gab gewiß auch ökonomische Ängste vor dem Verlust der angestammten Leserschaft im Osten. Bei Rolf Schneider finden sich ironische Zurückweisungen der Zweckgemeinschaft, in der das Publikum seine seelische Not an die Künste delegiert. Er jedenfalls habe nicht gern „Vorturner, Volkserzieher, Clown, Seelenarzt, Guru und Alibi-Moralist“ sein wollen.

Der sehr viel jüngere Leipziger Autor Kurz Drawert hat eine Ehrenrettung der Namenlosen versucht, die sich verweigerten, keine öffentliche Rolle spielten, auch nicht als geduldete und zensierte kritische Störenfriede in realsozialistischen Grenzen. Drawert meint, alle, die auf Schulabschlüsse, Studium, Dokortitel und Karriere verzichtet hätten, leisteten tatsächlich Widerstand, auch erfolglos und unsinnig, „aber“, so schreibt er, „sie mußten leiden, wie ein im Schutz der Öffentlichkeit stehender Intellektueller nie zu leiden hatte, jedenfalls in den letzten zehn Jahren nicht mehr“. Kühn klingt Drawerts These, die eigentliche Opposition sei der totalitäre Staat selber gewesen. Die sogenannten Unpolitischen, die die Macht auf ihrem Weg ins selbstbereitete Grab nicht störten, hätten vernünftig reagiert. Da wird die passive Menge wohl doch zu sehr ins helle Licht gehoben und der Zeitfaktor dabei ganz außer acht gelassen.

Der spielt in der Analyse des Ungarn Peter Nadas wieder eine gewichtige Rolle: Gebrechliche schwache Menschen, so seine These, hätten in einem System gelebt, das sich auf die Ewigkeit eingerichtet hatte. Die zwischen Ost und West bestätigte „friedliche Koexistenz“ habe diesen Ewigkeitscharakter festgeschrieben. Keiner gab die Garantie, es handle sich nur um den „Anschein von Ewigkeit“. So konnte allein der Reformator ein Aktionsfeld haben. Nahm er seine Reformabsichten ernst, so Nadas, kam er schon beim zweiten Schritt an die Grenze, die er hätte sprengen müssen. Auch dieses Erkenntnis verhalf ihm also nicht aus der Sackgasse.

Den literarischen Rückgriff auf das klassische Persönlichkeitsideal des ganzen Menschen oder auch die weltenschmerzliche Zerrissenheit im Werk der deutschen Romantiker nehmen manche kritischen Betrachter als ein Beweis dafür, daß mindestens zwei Literaturgenerationen letztlich unpolitisch geblieben seien, gleichsam vorindustriell kulturkritisch. Auch bei dem schon zitierten Kultursoziologen Wolfgang Engler klingt das an, wenn er in seinem Aufsatz „Häretiker außer Diensten“, bemerkt:

„Man attackierte die Mächtigen im Namen ihrer eigenen Aufstiegs- und Kampffideale, jener verhimmelten Prinzipien einer humanen und gerechten Welt, als deren Sachwalter sie sich geben, denen nachzueifern sie daher öffentlich versprechen mußten. Es genügt, das Versprechen beim Wort zu nehmen, es zu zelebrieren, von seinen kulturellen Ursprüngen und unverfälschten Quellen zu künden - und schon erschienen die Taten im Zwielficht des Verrats, ohne daß es nötig gewesen wäre, auch nur eine von ihnen namhaft zu machen. Die Strategie der Lesarten und der authentischen Bedeutungen zog den Streit vom praktischen Feld auf das symbolische, ins Reich der Ausdeutungen und Querverweise, der Anspielungen und schnellen Rückzüge. Die DDR-typische Figur des in Spannung und Distanz zur massiven Präsenz des Gegenwärtigen lebenden Intellektuellen war der Häretiker, nicht der Dissident. Nun, wo die Kathedralen des Staatssozialismus schließen, verliert auch sie ihr Obdach.“

Die Weggegangenen haben im Westen - jeder für sich - sehr verschiedene Plätze im politischen und kulturellen Spektrum gefunden. Es wird in den Bundesländern zwischen Elbe und Oder eines Tages kaum anders sein. Aber noch beäugen sich alle, die aus den gewohnten Schienen gerissen wurden, voller Mißtrauen. Freundschaften und Bekanntschaften zerbrechen oder werden auf Eis gelegt. Die Gespräche zwischen den Daheimgebliebenen und den Weggegangenen verlaufen vorerst nicht leichter trotz gemeinsamer Erfahrungsgrundlagen unter den Gefährten derselben Generation. Was einst aus Rücksicht und Berührungsangst versäumt wurde, kann nun nicht mehr mit Verspätung nachgeholt werden. Nur neue Debatten sind möglich, auch über die Vergangenheit, aber nicht nachgespielte nach imaginären Drehbüchern.

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation Heft 13/ 1994,*
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>

